

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 2 (1898)  
**Heft:** 23

**Artikel:** Hero und Leander  
**Autor:** Bittrich, Max  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-575567>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

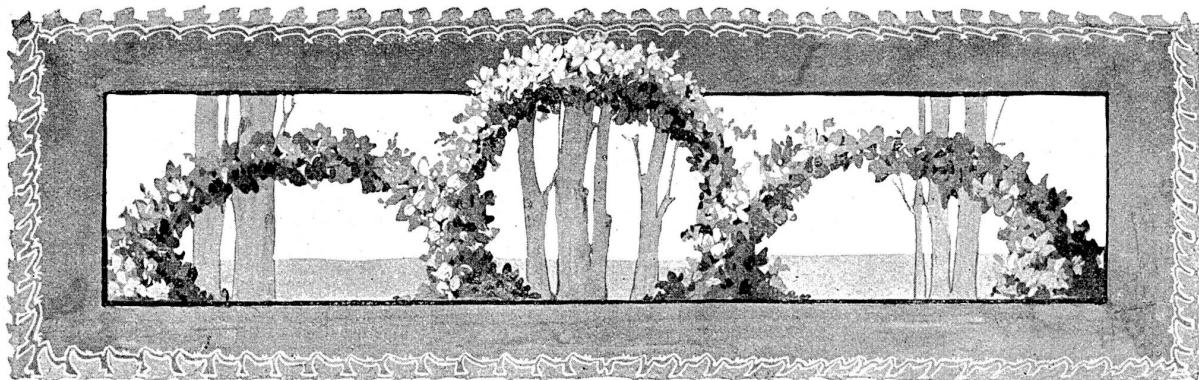
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Hero und Leander.

Eine Geschichte aus dem Spreewald.

Von Max Bittrich, Freiburg i. B.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

**H**er alte Pank wußte genau, weshalb er das fette Hauslaub auf das Dach seiner Blockhütte gepflanzt hatte: Kein Feuer sollte der Stätte schaden.

Das Haus stand wirklich noch so fest und klobig wie am Tage der Weihe; doch das Feuer der Liebe war von dem Wunderkräutlein nicht ferngehalten worden.

Die Tochter des Hauses, Dorothea, preschte den ganzen Tag in Küche, Stube und Stall umher; man würde ihr Unrecht thun, wollte man sagen, sie habe nur geschaltet und gewaltet. Nein: sie preschte.

Sie war rot und frisch, heiter und begehrenswert wie die gesunde Natur, und sie war auch immer thätig wie die Natur.

Wie sollte gegen solches Feuer das Laub des Daches wirken?

Des Mädchens Vorfahren waren mit einem Trupp jener Böhmen, Österreicher und Ungarn erschienen, die unter dem alten Fritz im Spreewalde angestiedelt wurden. Mehr als ein Tropfen ungarischen Blutes floß in ihren Adern.

Lange Zeit hatten die in ihr lebenden verhaltenen Glüten nicht das Burschenherz gefunden, das sie zum offenen Feuer entfacht hätte.

Kein Wunder auch! Das Haus liegt einsam in dem Spreewaldthal, „wo nicht Berge sind und die Waldbäume nicht mehr rauschend schäumen“. Ein Flusslabyrinth zieht sich um das Gehöft, so daß die Landstraße mehrfach durch Wasser und Nekker von ihr getrennt wird.

Allemal, wenn Dorothea im Kahn zur Kirche fuhr, guckten sich die Burschen die Augen nach ihr aus, und beim Erntetanz rissen sich die Liebesträumer nach dem Mädchen. Sie war angriffig, wie die Schoten an der Straße — wie das slavische Sprichwort sagt.

Auch sie wußte, wozu sie Augen besaß. Hatte sich in der Einsamkeit ein Zug des Melancholischen in das Gesicht der Umworbenen gestohlen, so verschwand er, nachdem das erste Tanz- „Gesetzchen“ erklangen war. Die Augen funkelten und der ganze Körper war Leben, verlangendes und hingebendes Leben.

Begab sie sich zum Jahrmarkte, so schritt der Vater neben ihr. Die Burschen schlossen sich dem Zuge an, suchten sich den Rang abzulaufen und nahten sich ihr doch nicht ganz, sondern wurden in ihrer Nähe befangen und blieben hübsch fromm, wie der Kater beim Quargen.

Einem hatte sie beim letzten Österfingen in ihr Herz geschlossen und der hatte gewagt, ihr tief in die Augen zu blicken. Das war der arme Juro, einer der Unglücksmenschen, die bei jedem Wolkenbruch unter freiem Himmel sind, und im Trocknen sitzen, wenn es Glück regnet.

Der arme Teufel hatte vor dem Mädchen Gnade gefunden. Als er sein Glück begriff, kaufte er ihr aus einer Jahrmarktbude ein Herz mit der Pfifferluchteninschrift:

Dieses Herz hier,  
Das schenkt ich dir, —

denn mehr konnte er nicht erwerben, der arme Sohn des ärmsten Bauern. Dorothea stellte das Herz hinter die Scheibe des Glasschranks zwischen zwei goldgeränderte, „aus Liebe“ und „zum stetigen Angedenken“ gewidmete Tassen. Da prangte der Kuchen zwischen der prunkvollsten Habe, wie der Liebste in ihrem eigenen Herzen.

An den Sommerabenden kam Juro öfters zu seinem „Dörfchen“, trotz des Polsterns ihres Vaters. Beim Bienenstock hinter dem Hause war eine Bank für zwei Menschen. Wer nun recht hätte beobachten wollen, wie die Liebe junger Herzen überquillt, hätte dort eines der Bienchen sein müssen; dann aber hätte er besser als alle der Liebe Macht schildern und von ihren Hoffnungen berichten können.

Noch ehe die Blätter von den Ebereschen fielen und die roten Beerenbüschel durch kahle Zweige leuchteten, kam eine Trennung auf Monde. Ihr Vater wollte den Abschied. Im Lenze, meinte er, werde er weiter mit sich reden lassen; eher nütze kein Wort.

Die Jungen umarmten sich und lehnten weich und wonnig aneinander. Sie schworen sich ewige Treue und sangen sich die rührendsten Lieder mit dem Hero- und

Leander-Gedanken, der in den slavischen Schöpfungen der Volksposie so oft wiederkehrt, und Lieder mit glücklicherem Ausgange. Wie schön sang sie ihm die Aufforderung zum treuen Ausharren ins Herz:

Als ihn nun das Mädchen merkte,  
In dem weißen Schloß, dem hohen,  
Hat sie rotes Garn geworfen,  
Hat sie grünes Garn gezwirnt.  
Hat gedreht eine Schnur  
Ihrem Herzallerliebsten;  
"Schwinge dich, Herzallerliebster,  
An der seid'nen Schnur empor."  
Und geschwungen hat der Liebste  
Sich empor an seid'ner Schnur.  
Sich empor an seid'ner Schnur  
Übers Wasser, mächtig tief.  
Wo das schöne Mädchen weilet,  
Wo sein Herzensliebchen wartet:  
"Wirst mein Liebchen sein so lange,  
Als es tiefe Wasser gibt."  
"Nur wenn sich verläuft das Wasser,  
So vergeht auch unj're Liebe:  
Wasser, das verläuft sich niemals,  
So vergeht die Liebe nicht."

Juro wanderte nach der Stadt, wie viele seiner Ge-  
nossen, und wollte dort einiges für sich erarbeiten. Er  
hörte von Dunkelheit zu Dunkelheit das Weberschiffchen  
sausen und dachte in den Nächten an seine Heimat und  
an das treue Herz im Spreewalde. Des Sonntags aber  
wanderte er oft heim, um wie früher in der Scheune  
zum Tanze aufzuspielen: "Dreh mich vor dem Spiel-  
mann", "Meine Mutter hatte Gänse" und andere uralte  
Tanzmelodien.

Dorothea wußte genau, wann er dort weilte, doch  
kommen durfte sie nicht. Dafür stellte sie ihm stets ein  
Lichlein an das Fenster ihrer Kammer, damit er das weit  
in die Nacht hinein leuchtende Zeichen der Liebe beim  
Heimgange aus der Ferne sahe.

Die Liebe schlüpft leicht dahin in der Welt,  
Wie die Feder, die auf das Wasser fällt.  
Leicht geht sie zusammen und findet sich,  
Schwer scheidet und meidet und trennt sie sich.

Zu Weihnachten schickte Juro der Liebsten einen  
Brief, des Vaters wegen nicht mehr. Doch in dem  
Schreiben stand, was sie erfreute: Er besaß schon ein  
Häufchen harter Thaler, und zu ihrem Geburtstage im  
Februar werde er einen Teil des Geldes für das schönste  
Brautkleid anlegen.

Dorothea saß schon seit Wochen meist einsam in  
ihrem Kämmerchen und hatte keine Gelegenheit, zu ant-  
worten. Der Vater, wenn sie sich sehen ließ, redete  
von ungeratenen und verstockten Kindern und war wie  
Gewitterdrohen; die Mutter jedoch einher wie die fleisch-  
gewordene Ergebung und war wie ein Kind in der  
Gewittersfurcht. Die Kinder aber — denn außer Doro-  
thea waren zwei im Hause, und die waren kaum aus  
dem Größten — wurden so verschüchtert, als hätten  
sie die Sprache verloren.

Eines Abends, in einer der ersten Wochen des neuen  
Jahres, verließ der Blockhaus-Bauer noch spät sein  
Besitztum und holte die Mutter Storchen, wie man die  
bei freudigen Anlässen nötige Frau zur Kennzeichnung  
ihres Berufes getauft hatte. Und als am Morgen die  
Kleinen bei der Mehlsuppe saßen, berichtete ihnen der

Bauer: "Woas ich soan (sagen) wußte: Dorfchen is  
frank: 's tumme Mädel hat in der Nacht doas Fenster  
nich zugemacht; is a Storch bei ihr gewest mit anem  
kleenen Jung'n."

Den kleinen Jungen hatte der Storch in dem Hause  
vergessen, als er davonflog.

Bereits am Geburtstage Dorotheas ist vor dem  
Blockhause, auf der höchsten Spitze des Kirschbaumes,  
der Badewisch zu sehen gewesen, auf dem der Kopf des  
Kindes zuerst geruht hatte. Der Bauer selber hatte  
das Strohbündchen am selben Tage, einem Sonntage,  
hinauf befördert, damit der Enkel zu hohen Ehren ge-  
lange. Juro aber, oder "wen'sches Pinak", wie ihn die  
städtischen Arbeitsgenossen nannten, war am Abend  
vorher in der Heimat angelangt, ein Päckchen purer  
Seide heimbringend, für das er sich nach Kräften ge-  
müht hatte. Das sollte seine Liebste erhalten. Nur wußte  
er noch nicht, wie und wann er es ihr zu senden ver-  
möchte.

In der Schänke war am Sonntag wieder Tanz.  
Juro ließ abermals seine Klarinette maulen und schreien.  
Das Spiel sollte den Kummer seines Herzens über-  
tönen.

Seine Liebste hatte er am Tage nicht erreicht; der  
Versuch scheiterte. Die dünne Eisdecke des Wasser-  
Wirrsals trug die Füße noch nicht, hielt jedoch den  
Kahn auf. Nun wirbelte seit zehn Stunden Schnee  
herunter, und der zunehmende Frost machte lauter rasche  
Leute.

Juro hörte von den Burschen über das Ereignis im  
Blockhause erzählen, wie es Mutter Storchen berichtet  
hatte. Er fühlte ein Würgen im Halse und ein Brennen  
in den Augen.

Wie das Wendenblut in den Adern der Tanzenden  
zu kochen begann, so verlangten sie die Musik stürmischer,  
feuriger. Juro mußte die alte wendische Tarakawa  
hervorziehen, die man sonst nur noch in der Oberlausitz  
findet. Er ließ ihr Gejodel laut in die Nacht hinein  
kreischen bis zum Ende des tollen Wirbels. Nur die  
Kehle feuchtete er öfter, denn mehr als sonst verlangte  
ihn nach Palenz. Das Feuerwasser war ihm ein Trank  
der Verzweiflung.

Nach dem Kehraus nahm jeder "Kerl" sein Mädchen  
am Arm und drückte ihm draußen die bereiften Stacheln  
in das gerötete Gesicht, denn einen rechten Bart mag  
der Wende nicht.

Einsam, sein Geschenkbündel unter dem Arme, die  
Tarakawa in der krampfhaft geschlossenen Hand hal-  
tend, irrte Juro umher. Wie ein Hündchen sein Ziel  
findet, so schlug auch er bald willenlos die Richtung  
ein, aus der ihm oft ein Gruß gewinkt hatte.

Ob er jetzt die Kanäle würde überschreiten können,  
deren halberstarrte Flächen noch am Tage niemand hin-  
überließen, wußte Juro nicht. Er wollte bis zu dem  
Punkte dringen, bis zu dem sonst das grüßende Licht  
zu sehen war.

Der Schnee fiel so dicht, daß die Kraft des mensch-  
lichen Auges nicht weit drang. Dazu ging der Wind  
schneidend scharf. Der Palenz begann auf das zermar-  
tete Hirn zu wirken.

Das anfängliche sorgsame Vorwärtstappen auf dem  
gefährdrohenden Wege wich bald einem alles andere



Den Saltarello tanzende Kinder am Strande von Capri.

Gemälde von August Weckesser, (Winterthur) Rom.



außer Acht lassenden Streben nach dem einen Ziele. Er wollte sein Mädchen sehen und mußte es sehen. Wer wollte sich dem Wunsche entgegenstellen? Der Vater der Geliebten? Wünschte der jetzt nicht am Ende selber, daß Juro zu der Kranken komme und sie nie mehr verlässe?

Juro stolperte und fiel und eilte wieder, die hohe Schneedecke mit Mühe durchfurchend. Der Schnee flog in die Augen; die Kälte benahm den Atem. Kein Ausblick! Kein Ton auf der weiten Ebene! Überall Schnee! Sehnen im Herzen und nirgends ein Licht, ein Stern — — —.

Die Angst packte den Wandernden und würgte ihn. Abermals raffte er sich auf. Er wollte der Liebsten ein Zeichen geben, brachte die Tarakawa an den halb erstarnten Mund und drückte die vereisten Finger mit Mühe darauf. Wie ein Ruf um Rettung aus Todesgefahr schrillte die Volksweise auf:

Ein groÙe Pein ist das,  
Wenn zwei liebe Freunde sind  
Und das Scheiden kommt gleichwind —  
Gar so schwer, so schwer ist das.  
Eine größere Pein ist das,  
Wenn da zwei Geliebte sind  
Und das Scheiden kommt geschwind:  
In die Herzen schneidet das.

Die Töne verhallten, in der Ferne krachte ein Schuß, ein Hund kläffte, — Totenstille.

Juro lehnte sich gegen einen Baum und starrte in das Schneegestöber. Das Angstgefühl wich; ihm wurde so wohl, so unendlich wohl wie damals, als ihn ein weicher Arm umschlang und ein paar Lippen sich auf seinen Mund preßten, als er eine Brust stürmisch wogen fühlte.

Er starrte und starrte.

Sah und hörte er recht? Narrte ihn ein Traum-

gesicht? Zog der Nachsjäger durch die Fluren und ließen dessen Hunde ihr Käpple, Käpple ertönen?

Nein, vor ihm — ganz dicht, meinte er — leuchtete ein Licht auf. Das mußte ihr Licht sein, ihr Gruß!

Die Füße Juros wollten nicht mehr voran. Doch der Gedanke an die Einzige war stärker als alles; noch einmal raffte er sich auf, — zum letztenmale.

Er stolperte fort. Bald watete der Fuß in weichem Schnee, bald stampfte er auf dem Eise des Flusses. Und jetzt schien das Licht greifbar nahe, — und jetzt noch ein paar Sprünge —.

Ein Krachen und ein kurzes Plätschern: Die Nixen des Spreewaldes hatten ein Opfer gefordert an der Stelle, wo man später ein Brautkleid fand. —

Dorothea war in ihrem Dachstübchen emporgeschreckt. Sie meinte, ihre erregte Phantasie habe ihr einen Hilferuf des Liebsten vorgegaufelt. Das Lämpchen am Fenster war, wie sie zugleich bemerkte, fast ganz heruntergebrannt. Als sie sich hinschlich, um das zuckende Flämmchen ganz zu verlöchern, schauten sie in seinem Scheine ein paar große Kinderaugen verwundert an, und sie beugte sich über das Bettchen, um ihren Liebling stürmisch zu küssen. Das war nicht nur der Kuß der Mutter, denn sie küßte ihn in dem Kinde, der ihr fern war, — ferner als sie meinte.

Auch der Bauer erwachte in seiner Komorke, dem engen Kämmerchen neben der Stube. Hatte er einen Schrei vernommen oder davon geträumt? Die Bäuerin raunte ihm in der Mutterliebe zu, er möge aufhorchen; ihr scheine, als ob Dorothea, das arme Mädchen, wieder so sehr wimmere. Der Alte ließ zum erstenmale merken, daß er seine Bauernzähigkeit aufgäbe. Er wolle natürlich nicht länger widerstehen, nun es „einmal so sei“, — nahm er sich vor.

Und dann legte er die zerklüfteten und harten braunen Hände zusammen und betete für das Glück der Kinder. — —

## „A chli.“

Von Rudolf Lüdi, Signau (Bern).

**S**ine Eigentümlichkeit, welche sowohl dem Individuum zukommt, als auch in ganzen Völkern wurzelt, ist der Gebrauch typischer sprachlicher Ausdrücke, welche bei jeder Gelegenheit, passend und nicht passend, und fast immer unbewußt benutzt werden. Ein Charakteristikum des Norddeutschen ist sein „nanu“, des Süddeutschen, besonders des Bayern und Niederösterreichers sein gemütliches „holt“; man denkt sich zu dem Worte unwillkürlich die Nation dazu. — Daz auch der Berner, oder vielleicht richtiger der Mittelschweizer, einen Ausdruck besitzt, der eine seiner Haupteigenschaften, sein Phlegma, aufs deutlichste hervortreten läßt, wissen vielleicht noch nicht alle Leser. Es soll ihnen aber gleich bekannt gemacht werden, wenn sie mit mir einen Gang thun wollen durch eines der Lager vom letzten Truppenzusammenzuge, der eine große Zahl Berner und Innerschweizer versammelte.

Die Mannschaft liegt in den Kantonnementen umher. Da ertönt das Signal „Suppe“. Der „Faß-

Unteroffizier“ läßt seine Mannschaft antreten. Es geht ihm aber zu langsam und er schreit in den Lagerraum hinein: „a chli diffig!“ Rasch soll es gehen; aber da es ja immer einige langsamere und träge Leute gibt, denen man doch genügend Zeit geben muß, den Befehl auszuführen, so mildert der Unteroffizier unbewußt die Strenge des Befehls, indem er die Raschheit nur „a chli“ verlangt.

Bei der Rüche angelangt findet der Korporal einen Lieutenant vor, der das Fassen beaufsichtigen soll. Er hat schon lange hier gewartet und schnauzt den Führer der Faßmannschaft an: „Warum so spät? Könnt Ihr nicht a chli früher kommen? Sofort fassen! Aber a chli gleichwind.“ — Nach dem Fassen begibt sich der Ungeduldige zu einem der Kochkessel und hört dort, wie eben der Herr Hauptmann dem Küchenchef den Verweis gibt, die Suppe sei a chli angebrannt, und er müsse in Zukunft um Strafe zu entgehen, a chli sorgfältiger arbeiten. Froh, für eine kurze Weil der Sorge um